

Nr. 35. Bromberg, den 12. Februar 1930.

Schwarz auf Weiß.

Roman von **Karl Wickerhauser.**

(Schluß.)

Eine Viertelstunde später stand Niemann vor dem Lokalredakteur, einem großen und breiten, wohlwollend lächelnden Sechziger mit spärlichen Haaren und einem goldenen Kneifer auf der Nase. Der Lokalredakteur las die paar Zeilen. Niemann stellte fest, daß die Mordnachricht noch nicht eingetroffen sein könne. Vielleicht lag der Tote noch unentdeckt im Schlafzimmer.

Als Niemann ihn fragend ansah, sagte der Redakteur: „Schön, werden wir bringen."

„Ist das ganz sicher?"

Niemann war ehrlich ungehalten, daß die Meldung von seinem Ableben bei dem Alten da keine Bewegung hervorrief.

„Wenn noch Platz ist, natürlich. Immer ein gewisses Interesse da, daß so wer gestorben ist."

Niemann reizte der ungebührliche Ton, in welchem der Alte von ihm, dem plötzlich Verstorbenen, zu sprechen wagte.

„So, wer?!"

„Ein schnell arrivierter neuer Reicher! Von der Sorte gibt es mehr. Die Kämpfe in Nicaragua oder die schwere Krankheit Tschangtsolins werden deswegen noch lange nicht in den Übersatz kommen, dafür garantiere ich Ihnen!"

„Aber Ihr Blatt hat sich bei seinen Lebzeiten andauernd und intensiv mit ihm und seinen großen, glücklichen Spekulationen befaßt", warf Niemann verzweifelt ein. „Vor einigen Wochen brachten Sie sogar einen Leitartikel über ihn!"

„Ja, damals war er aber auch noch am Leben. Das Publikum hat gern von Niemann etwas Neues gehört. Jetzt? Das letzte ist in solchen Fällen immer die Traueranzeige. Wenn so einer tot ist, kräht kein Hahn nach ihm!"

Wiederum — „so einer"! Niemann hatte Mühe, sich zu bezwingen. Er schwieg. Er durfte hier nicht Krach schlagen. Und er fragte den Lokalredakteur:

„Kann ich den Herrn sprechen, der die Zustellung des Blattes . . ."

Der Redakteur verstand die Anspielung nicht.

„Wissen Sie, im allgemeinen bin ich auf die Nachkriegsvermögen sehr flau. Sie halten sich nicht. Ich muß doch keine Namen nennen und Beispiele zitieren. Und ich habe mich naturgemäß manchmal gefragt, ob sich dieser berühmte Niemann behaupten wird. Ich war eher skeptisch."

Hier erinnerte er sich des traurigen Anlasses, der den Besucher herbeigeführt hatte. „Nun, und — wird er sich behaupten? Habe ich nicht recht gehabt? Heute ist er tot."

Nach einer kleinen Pause sagte er kurz:

„Wenn es sich um eine Reklamation wegen der Zustellung handelt, so ist das Sache der Expedition. Wenn Sie erlauben, werde ich Sie hinüberführen."

Da Expedition und Verwaltung am anderen Ende lagen, kamen die beiden an allen Redaktionszimmern vorbei. Niemann sah durch Glasscheiben und halbgeöffnete Türen eine Menge Menschen darin, die schrieben, diktierten, plauderten und rauchten. Die bärtig waren oder glattrasiert, die geistvolle oder unscheinbare Köpfe hatten. Diese Leute waren nachlässig oder besser oder tadellos nach der neuesten Mode angezogen. Eine hübsche Moderedaktrice gab es da und viele hübsche oder häßliche Stenotypistinnen: alles so und so geartete und im Grunde belanglose Einzelwesen. Doch die Zeitung selbst? Niemann sah sie nicht. Sie, sein Schicksal, hielt sich noch immer hinter den Kulissen versteckt.

Vor den Räumlichkeiten der Expedition schüttelte ihm der Redakteur die Hand.

Der Expeditionsbeamte war kurz angebunden:

„Sie wünschen? Das Blatt kommt zu spät? Wollen der Sache mal nachgehen. Sie wohnen?"

„Nein, Sie irren! Ich beklage mich nicht wegen verspäteter Zustellung. Ich habe doch Ihre Zeitung bis auf den heutigen Tag viel früher bekommen, alle Nummern auf einmal, viel früher als Ihre anderen Bezieher."

Der Beamte war schwer von Begriffen.

„Also, was wollen Sie eigentlich? Sie kriegen das Blatt, wie Sie selbst sagen, prompt zugestellt, früher als die anderen. Hoffen wir, daß das so bleibt."

„Aber ich möchte alle Nummern auf einmal. So wie bisher im ersten Halbjahr, auch im zweiten."

„Schön — könn' Sie haben. Also wochenweise. Nein? Das ganze Semester auf einmal? Das geht erst am 31. Dezember. Wes? Schon heute oder morgen? Herr, Sie wollen mich wohl uzen!"

„Nein, gewiß nicht," beteuerte Niemann. „Ich möchte bloß, daß es so bleibt wie bisher. Aber ich sehe — Sie verstehen mich nicht. Sie haben damit nichts zu tun gehabt."

Und trostlos ging er den langen Gang zurück.

Als er schon aus dem Gebäude treten wollte, begannen die Druckereimaschinen zu arbeiten. Die Wände des Hauses dröhnten und schütterten. Niemann hatte alles, was zum „Beobachter" gehörte, gesehen, nur die Maschinenräume nicht.

Und da drunten ging ihm eine Ahnung auf. In diesen gigantischen Kolossen, vor- und unterweltlichen Ungeheuern, fett und schwarz, die endlose Papierschlangen in sich hineinfraßen und mit Papier Menschenleben, Stimmungen, Tatsachen, Meinungen, Vermutungen, Erfindungen, halbe Wahrheiten, ganze Lügen, alles, was es auf der Welt gibt, und die ganze Welt, um dann alles, was durch sie hindurchgegangen war, der ganzen Welt zu überliefern — in diesen Maschinen saß der Satan Schicksal, dem er sein Leben verkauft hatte, er saß dort und schmatzte behaglich, lachte klirrend und mit Gewalt, stank nach Öl und heißen Eisenteilen, zog das Papier an sich heran und schlang es zwischen seine rotierenden Kiefer.

Niemann war dicht am Delirium. Das blitzgeschwind sich drehende Rad erregte ihn maßlos. Als er dem Ding

in die Speichen fallen wollte, die bei den Vollscheiben der Transmissionen gar nicht vorhanden waren, wurde er von dem Drucker, der ihn für einen armen Narren hielt, hinausbefördert

Nun war alles zu Ende. Er konnte, er wollte nicht nach Steglitz zurück. Dort lag der tote Spitzel, der zur Nachtzeit ein Kriminalhund war. Dort tagte die Mordkommission, hatte sein Grammophon beschlagnahmt, um es zu ihrer musikalischen Erheiterung zu benutzen, und ruinierte ihm dabei die herrlichen Platten, weil keiner die Nadel auswechselte.

Trotz dem heißen Sommertag fror er bitterlich.

Bloß in seinem alten Zimmer bei der Witwe Koritschan — wenn der Englischkorrespondent heute früh gebadet hatte — war wohl noch der Ofen heiß! Bloß in seinem Zimmer konnte er sich in Ruhe verändern. Und er wollte sich verändern, alles andere hatte ja doch keinen Sinn.

Lange vor dem Bewußtwerden des Zieles war Kurt Niemann schon den früher gewohnten Weg gegangen.

Der dunkle Korridor, sein enger Schlauch von Schlafraum verstaubt und verwahrlost. Es hatte sich nichts geändert. Für Veränderung wollte schon er sorgen. Niemals war bei ihm aufgeräumt worden, wie es sich gehört hatte. Das hatten sie jetzt davon, er mußte ihnen keine Reinigungsgebühr mehr zahlen.

Auch die Vorhangschnur hatte er kostenlos. Sein abgelaufenes Leben, das er zwischen linkem Arm und Brust gezwängt trug, machte ihm die Sache doch zu schwierig. Er mußte das Paket für eine Weile weglegen.

Er nahm es wieder an sich, bevor er auf die Badewanne stieg, und hielt es zwischen den Knien, als er die feste Schnur, mehrmals genommen, an die Messingbrause band. Dann war alles bereit. Er preßte den Stoß Zeitungsblätter an sein Herz

Den hölzernen Deckel mit dem weißroten, gehäkelten Überwurf stieß er so behutsam fort, daß es keinen Lärm gab. Das Brett rutschte seitwärts, ohne zur Erde zu fallen.

Seine Beine baumelten zwei-, dreimal gegen das Blech der Wannenwand. Das gab einen dumpfen Klang. Nachher war alles ruhig.

In dieser Minute der entscheidenden Veränderung sah Kurt Niemann nicht sein Leben an sich vorüberziehen, sondern es erschienen ihm bekannte, befreundete, geliebte, gehaßte Personen. Das Sterben war langwierig und schwer, so schien es zumindest dem Sterbenden, und er rief alle diese Menschen um Hilfe an. Und sie kamen. Sie waren freundlich, ohne Neid, ohne Haß, ohne Rachegelüste. Sie halfen ihm, so gut sie es eben vermochten.

Die Dolnia, Overhoff, Kiesling — alle lächelnd; dann Wernheimer und Direktor Willig, der Makler Neuhaus, Freunde und Bekannte und immer wieder die Dolnia.

Niemann rief Margaret, Margaret — immer inniger den Namen. Und immer kam sie. Endlich blieb sie bei ihm.

Doch bevor er mit ihr hinüber durfte, öffneten sich noch einmal seine Augen im Entsetzen überweit. Denn plötzlich, ohne daß es geklopft hätte, ging die Tür auf. Sie war seit Monaten nicht geschmiert und knarrte. Ein kleiner Stein oder auch ein Nagel, der sich zwischen dem unteren Türrand und Fußboden eingeklemmt hatte, machte ein kratzendes Geräusch, von dem er eine Gänsehaut bekam.

Der alte Aushilfsbriefträger kam herein, der mit dem Kahlkopf und dem blassen, reglosen Gesicht. Ohne zu grüßen, schritt er auf Niemann zu und entzog ihm, dessen Armdruck immer schwächer wurde, sanft und schonend das dicke Zeitungspaket.

Mit diesem entfernte er sich, wie er gekommen war, ohne zu grüßen. Kurt Niemann schloß die Augen. Noch einmal knarrte die Tür, der Stein oder Nagel kratzte.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Das Stöhnen des Schlafenden war zuerst leise gewesen, er hatte die Zähne zusammengebissen, um nicht aufzuschreien. Schon im Traum hatte er das Gefühl, daß dies ein Traum sei. Aber dann zogen ihn die unerbittlichen Tatsachen immer weiter, die gespenstischen Ereignisse überstürzten sich bis zu dem Schluß, wo der Träumer an der Messingbrause hing . . .

Ein wilder Schrei brach Kurt Niemann aus der Kehle. Er schlug die Augen auf. Im Nebenraum hörte er seinen Vetter Overhoff rumoren. Er rief hinüber: „Wie spät, Wilhelm?"

„Höchste Zeit! Mach, daß du fertig wirst."

Niemann sprang aus dem Bett. Ein wüster Traum, der ihm da wie ein Alp auf der Brust gesessen hatte. Er erinnerte sich unklar an Meuchelmord und Totschlag. Welch' verderbliche Gabe wäre doch das Wissen der Zukunft für den nicht mit übermenschlicher Charakterstärke ausgestatteten Erdenbewohner! Wie war das zugegangen? War das eine Versuchung des Teufels, dem er sich ja hatte verschreiben wollen, im Traum? Niemann fand keinen Zusammenhang.

Wilhelm Overhoff wartete schon ungeduldig auf den Langschläfer. Niemann musterte den Vetter schuldbewußt und sagte: „Gut geschlafen?" In der phantastischen Wirklichkeit des Traums jedoch hatte er den armen Kerl ermordet.

Auf dem Weg ins Bankgeschäft Wernheimer blieb Kurt Niemann gegen seine Gewohnheit schweigsam. Den ganzen Tag über und eine Reihe von Tagen beschäftigte ihn der Alpdruck von eiserner Logik. Dann kamen neue Eindrücke, die Erinnerung an den Traum wurde schwächer und Niemann vergaß.

—: Ende. :—

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(Schluß.)

Ehe sie in Valdivia einritten, hatte Meier eine längere Unterhaltung mit seiner Frau, worin er ihr erzählte, welche Sache hier in der Stadt noch zwischen ihm und dem Zollamt schwebe, er würde sich also die ersten paar Tage etwas aus dem Weg halten, um vorher zu erfahren, ob niemand von den Zollbeamten bei dem Übersegeln des Bootes verletzt oder gar umgekommen sei. Bis dahin bäte er sie, ihren Freunden, zu denen sie indessen gehen solle, nur zu sagen, er sei an den Rio Bueno geritten, um dort für sie Quartiere zu bestellen, und würde sie in den nächsten Tagen abholen.

Damit verschwand er in einer der Seitenstraßen und ritt direkt dem Hause des Don Pasqual, jenes Kaufmanns, zu, in dessen Auftrag er s. Zt. den Schmuggel ausgeführt hatte. Seine erste Frage war: „Ist der Dampfer da und hält er seine Zeit?"

„Allerdings", nickte der Chilene, der sich freute, den Deutschen wieder zu sehen. „Sie brauchen sich aber nicht zu fürchten, Don Carlos, die Sache ist beigelegt."

„Und niemand damals verunglückt?"

„Nein, Gott sei Dank, es ist alles gut abgelaufen. Aber wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt?"

„Ich brauchte einen Monat, um Ihnen das alles zu erzählen. Bitte, kann ich meine Abrechnung bekommen?"

„Gewiß."

„Und wollen Sie ein Pferd kaufen?"

„Wollen Sie denn wirklich fort?"

„Für eine Zeitlang wenigstens, — ich habe meine gewichtigen Gründe. Also der Dampfer geht morgen früh in See?"

„Um zehn Uhr."

„Bueno!" sagte Meier. „Aber haben Sie nicht eine anständige unversteuerte Zigarre? — Ich bin ordentlich ausgehungert." Don Pasqual lachte, und ihr Geschäft war bald und rasch abgemacht. —

An demselben Abend fuhr ein kleines Boot, von zwei Leuten gerudert, den Valdiviastrom hinunter und hielt, in der Bai angekommen, direkt auf die roten Signallichter des Dampfers zu. Es hatte einen Passagier an Bord gebracht. Das Boot kehrte mit der Flut nach Valdivia zurück. —

Indessen hatten unsere Freunde das Hotel wieder bezogen und an dem nämlichen Abend noch einige Reisegefährten von früher aufgesucht. Der Doktor schien fest entschlossen, alle weiteren romantischen Ausflüge aufzugeben

und — vorderhand wenigstens, — sein Glück hier zu versuchen.

Gelang es ihm dann nicht, sich eine Stellung zu gründen, so wollte er nach Valparaiso übersiedeln. Er glaubte sich aber auch hier wohl befinden zu können, denn seine Ansprüche an Bequemlichkeit und Komfort waren durch die Tour in die Pampas auf das geringste Maß zurückgeführt.

Anders entschied sich Reiwald. Don Enrique und seine Tochter gingen mit dem Dampfer nach Concepcion ab, — er wollte sich ebenfalls nach dem Norden einschiffen, — wohin? wußte er noch nicht, — vielleicht nach Valparaiso oder gar Lima, — er überließ es, wie er sagte, dem Zufall. Den Verkauf seiner Pferde sollte ihm der Doktor gelegentlich besorgen und ihm das Geld senden, wenn er ihm eine Adresse aufgeben würde, — alles übrige nahm er mit.

Am nächsten Morgen ziemlich pünktlich dampfte der „Vapor" zur schönen Bai und in offene See hinaus, und Irenens Blicke hingen, während sie sich an die Brust des Vaters schmiegte, noch lange scheu an dem weißen Schneekegel des Villa Rica, der von der Grenze der Pehuenchen zu ihnen herüberleuchtete. Aber auch diese trüben Gedanken wichen endlich den Gefühlen der Sicherheit und des neugefundenen Glücks. Sie versuchte sogar lächelnd noch an demselben Abend mit ihrem letzten Reisegefährten aus den Pampas, dem jungen Reiwald, zu plaudern, der sich ihnen angeschlossen hatte, und in wahrer Verzweiflung alle bisher gelernten spanischen Wörter hervorsuchte, um sich nur einigermaßen liebenswürdig zu zeigen.

In Lota wurden am folgenden Tage bis gegen Abend Kohlen eingenommen, und am nächsten Morgen sollten sie nach Talcahuano kommen, bis wohin Don Enrique sowohl als auch Reiwald den Fahrschein genommen, da er dem alten Herrn begreiflich machte, er wolle Chile erst einmal kennen lernen. Dabei hatte ihn Don Enrique natürlich herzlich gebeten, sie auf ihrer Hacienda im Innern zu besuchen.

Talcahuano, wo sie an Land gehen wollten, um von da ab ihre Reise nach Concepcion zu Pferd fortzusetzen — Irene hatte ihr Pehuenchenpferd an Bord, — kam in Sicht, und Reiwald ging nach vorn, um sich die Gegend vom Bug des Fahrzeuges besser anzusehen. Während er so dastand und das reizende Land mit den Blicken überflog, sagte eine Stimme an seiner Seite:

„Na, wie geht's, Herr Reiwald? Auch unterwegs?"

„Meier! Don Carlos!" rief der junge Deutsche, der sich rasch umdrehte, in vollem Erstaunen aus. „Wo um Gottes willen kommen Sie her? Sind Sie denn schon die ganze Strecke von Valdivia aus an Bord gewesen?"

„Sie haben mich doch nicht in Verdacht, daß ich fliegen könnte?" lachte Meier.

„Aber wo wollen Sie jetzt hin?"

„So weit fort als möglich!" versicherte Meier bestimmt; „jedenfalls aus Chile hinaus, und womöglich auch aus ganz Südamerika, denn sicher ist sicher. Wohin ich gehe, weiß ich eigentlich selber noch nicht. Aber Sie, Sie gehen nach Concepcion, wie?"

„Vorderhand — ja — auf einige Tage vielleicht. — Ich muß mir die Stadt doch einmal besehen und die Gegend kennen lernen, — sie scheint wunderhübsch zu sein."

„Die Gegend?"

„Ja, gewiß; ich bin ein großer Freund von Naturschönheiten."

„So?" sagte Meier bedächtig, während Reiwald wie unbefangen auf das Land hinausschaute. „Machen Sie, daß Sie an Land kommen, und wenn Sie einmal wieder über die Berge geraten sollten, so empfehlen Sie mich den lieben „Parientes!" — Leben Sie wohl!" Und ihm die Hand schüttelnd, drehte er sich ab und stieg die Treppe zu der Vorderkajüte hinab.

*

Sechzehn Monate waren nach den oben beschriebenen Vorfällen verflossen, als Doktor Pfeifel in Valdvia einen Brief und zwei Lederkoffer erhielt. Der Brief lautete:

„Mein lieber Doktor!

Sie werden erstaunt sein, zu erfahren, daß ich mich noch hier in Concepcion befinde, aber hören Sie den Grund. Seit drei Monaten bin ich der glücklichste Mensch in ganz Chile und — der Gatte Irenens. Wie selig ich mich fühle, kann ich Ihnen nicht beschreiben, doch sollen Sie mit dem nächsten Dampfer einen ausführlichen Bericht über alles erhalten. Diesmal nur so viel, daß Don Enrique, der seine abgelegene Hacienda der trüben Erinnerungen wegen verkauft hat, hier in Concepcion wohnt. Ich selber habe unmittelbar an der Stadt bedeutende Weinberge, die ich auch bewirtschafte.

Beiliegende Koffer bitte ich Sie in meinem und Don Enriques Namen durch einen zuverlässigen Boten über die Berge an den Kaziken Mankelav zu senden. Es sind Geschenke darin für ihn, Allumapu und Cruzado, auch ein Brief für den letzteren von uns allen.

Bezahlen Sie den Boten von dem Geld, das Sie noch von dem Verkauf meiner drei Pferde und Sättel in Händen haben. Untenstehend meine Adresse. Lassen Sie bald von sich hören. Er grüßt Sie auf das herzlichste

Ihr alter Freund und Reisegefährte
Reiwald."

——: Ende. :——

Der „verbrannte" Finanzminister.

Eine Südseegeschichte von G. W. Brandstetter.

„Kapitän, Sie sind uns noch eine Geschichte schuldig." Alle Stammgäste sahen von ihren Biergläsern auf, dem alten Seebären erwartungsvoll ins Gesicht. „Richtig", pflichtete der dem Mahner bei, „und weil wir gerade vom Finanzminister sprachen, so will ich Ihnen heute eine in allen Einzelheiten wahre Geschichte — bitte, lächeln Sie nicht, meine Herren! — von einem seiner Kollegen aus der Südsee erzählen.

Es sind schon an die vierzig Jahre her, da fuhr ich als zweiter Offizier auf einem Frachtdampfer, der zweimal im Jahre zwischen den Fidschis und Schanghai hin und her pendelte, den Eingeborenen und den wenigen damals verstreut ansässigen Weißen die Kopra abnahm. Dafür brachte er ihnen alle möglichen Errungenschaften der Zivilisation mit, als da waren: bedruckter Kattun, Glasperlen und Schnaps.

Eines schönen Tages, fünf Minuten bevor wir in Schanghai vom Kai losmachen wollten, kam ein etwas schäbiges Individuum das Laufbrett hoch und kletterte ungeniert zum Alten auf die Brücke. Der wollte ihn gehörig anschnauzen, doch der Schäbige schnitt ihm die Rede kurz ab: „Behandeln Sie Ihre Passagiere besser, Käpten. Ich will mal mit Ihrem Kasten eine Vergnügungsfahrt in die Südsee machen. Mal sehen, ob es dort für mich keine Arbeit gibt." Der Alte horchte auf. Dann rieb er den Daumen gegen den Zeigefinger: „Wie steht's denn damit?" Der Fremde griff lässig in die Tasche und zog eine Handvoll Dollarscheine heraus: „Genug?" Der Kapitän war beruhigt, und unser neuer Passagier dampfte mit uns in die Südsee.

Drei Wochen später hielten wir vor einer der Neuen Hebriden, und Tom, unser Passagier, ging mit der Pinassenmannschaft an Land: „Will mir die Gegend mal ansehen." Abends kam das Boot ohne ihn zurück. Dafür hatte er ein paar Zeilen mitgeschickt: „Ich bleibe hier bei der alten ehrlichen Haut, dem Häuptling Yacola, als Finanzminister. Hoffe, Käpten, wir beide werden noch manchen Handel mit einander abschließen." Der Alte fluchte: „Finanzminister? Quatsch! Geschäftsführer also bei dem alten Esel. In Zukunft werde ich demnach für Yacolas Kopra mehr bezahlen müssen."

Der Kapitän sollte recht behalten. Tom, den wir jährlich zweimal sahen, war ein gerissener Junge, der den Koprahandel verstand und aus unserem Alten die höchsten Preise heraus zu quetschen wußte. Dafür war seine Ware auch die beste, die wir bekamen. Was den Kapitän aber noch mehr ärgerte, Tom verlangte Barzahlung und wollte von den beliebten Tauschgeschäften des Alten nichts wissen. Nach drei Jahren mußte sein Arbeitgeber, der Häuptling der ganzen Insel war, an die 20 000 Dollars Bargeld besitzen.

Tom gefiel es sehr gut auf der Insel. Begreiflicherweise stand er beim Häuptling in hohem Ansehen. Was

ihm aber mindestens ebenso viel Freude bereitete, war die angenehme Tatsache, daß ihm die niedliche Mita mit der glänzenden, hellbraunen Haut, Yacolas Tochter, lächelnd alle Zähne zeigte, wenn sie ihm begegnete.

Weniger Spaß hieran fand Big Tassie, der Zauberer des Stammes, der ebenfalls ein Auge auf die Hebridenmaid geworfen hatte. Tom merkte denn auch bald, daß der Hexenmeister ihn bei Yacola anzuschwärzen versuchte. Doch der Finanzminister genoß das Vertrauen des Häuptlings derartig, daß der Alte den Zauberer mit seinen Verdächtigungen eines Tages zur Hütte hinaus warf.

Tom hielt es nach diesem Gunstbeweis an der Zeit, für seine bisherigen treuen Dienste als Finanzminister eine Sonderbelohnung zu fordern. Er war des Junggesellenlebens schon längst müde. Außerdem glaube ich, daß er an sich schon nicht mehr ganz rasserein war und eine Singalesin oder eine andere Blume aus dem Fernen Osten zu seinen Großmüttern zählte. So machte es ihm wohl nichts aus, wenn seine Zukünftige nicht gerade eine Weiße sein sollte, und er fiel dem Alten mit der Tür ins Haus: „Ich möchte die Mita zur Frau haben". Der Häuptling war leider anderer Ansicht: „Nein, die ist zu gut für einen Weißen!" Natürlich machte Tom ein etwas erstauntes und beleidigtes Gesicht, was den Vater, der seinen Finanzminister zu verlieren fürchtete, veranlaßte, rasch fortzufahren: „Ich habe sie schon dem Häuptling von Mallikolo versprochen. Tröste dich mit einer anderen, und in Zukunft soll dir nicht mehr jeder zwanzigste, sondern jeder zehnte Dollar gehören, den du für meine Kopra einnimmst." Tom sah, daß gegen den Dickschädel nichts zu machen war, und er zog sich brummend zurück.

Ein paar Abende später saß er in seinem „Dienstgebäude" und rechnete an Hand seiner Lagerbücher die Kopramengen zusammen, die er uns bei unserem nächsten Besuche verkaufen wollte. Da wurde die Tür vorsichtig geöffnet, und Mita stand vor ihm. Sie tat sehr geheimnisvoll, legte den Finger auf den Mund und lockte den Weißen in eine finstere Ecke. Tom war äußerst gespannt, denn zu allem Ungewöhnlichen der Lage huschte noch ein Strahl der Petroleumlampe im Halbdunkeln über Mitas höchst verführerisch pochende Brust. Doch das, was das Mädchen ihm nun erzählte, brachte ihm sofort seine kühle Ruhe wieder. Mita hatte Big Tassie und einen anderen Eingeborenen, der einmal von Tom eine Tracht Prügel bezog, belauscht. Beide wollten Tom in der gleichen Nacht ins Jenseits befördern. Weil sie aber fürchteten, Yacola könne ihnen den Streich an seinem Finanzgenie höchst übel nehmen, so wollten sie, wenn Tom schlief, Tür und Fenster seiner Hütte von außen verrammeln, das Gebäude anstecken und den Verhaßten verbrennen. Der Häuptling sollte an ein Unglück glauben. Mita hatte sich nicht an den Vater wenden können, weil dieser eines Opferfestes wegen in das Innere der Insel gezogen war, und die im Dorf Verbliebenen hätten niemals die Hand gegen den Zauberer zu erheben gewagt.

Tom dachte einen Augenblick nach. Dann glänzte plötzlich der freudige Widerschein eines guten Einfalles über sein Gesicht. Hier bot sich ihm die schönste Gelegenheit seines Lebens. Er faßte die Hand des Mädchens so zart, wie ihm möglich war: „Mita, liebst du mich so, daß du mit mir fliehen würdest?" Die Schöne antwortete unbedenklich: „Ja!" — „Dann hole aus eurem alten Opferhaus zwei Schädel und ein paar Knochen aus der finstersten Ecke, wo keiner hinsieht, und bring' sie sofort hierher." Mita wunderte sich einen Augenblick, dann huschte sie hinaus und kam eine Viertelstunde später mit den schauerlichen Wahrzeichen der Liebhaberei ihrer Vorväter für Menschenfleisch zurück. Tom legte Schädel und Knochen in einträchtiger Nachbarschaft in eine Ecke der Hütte, packte ein paar Sachen in ein Bündel, löschte die Lampe und nahm Mita an die Hand. Zwei Minuten danach verschwanden beide unter den Palmen.

Ein paar Tage darauf hielten wir wieder vor der Insel. Anstelle Toms kam diesmal Yacola selbst an Bord. Er heulte fast, als er dem Kapitän sein Unglück erzählte: „Alles weg: Tom, Mita und das Geld! Die Hütte ist abgebrannt. Wir haben nur die verkohlten Knochen gefunden und von meinen Dollarscheinen nicht einmal die Asche." Wir suchten den Alten zu trösten. Dann luden wir seine Kopra über, und unser Kapitän benutzte den Tod des Finanzministers Tom dazu, um dem Häuptling als Gegenwert für seine Ware eine Menge unbrauchbares Zeug aufzuschwatzen.

In der Nacht aber, bevor wir weiter dampften, kam die große Überraschung für uns. Ein Ruder plätscherte hörbar, dann zischte ein leiser Pfiff zur Reling herauf, und als ich mich erstaunt herunter beugte, hörte ich eine bekannte Stimme: „Laßt doch mal das Fallreep 'runter". Zwei Minuten später stand der tote Finanzminister höchst vergnügt neben der Häuptlingstochter auf Deck: „Wir wollen auf Ihrem Kasten unsere Hochzeitsreise machen." In der Kaptänskajüte erfuhren wir den Rest. Der alte Yacola tat uns freilich leid, aber warum hatte er auch gesagt: „Sie ist zu gut für einen Weißen!"

Daß Tom aber auch ein Gauner war und die 20 000 Dollar des Häuptlings nicht hatte in der Hütte verbrennen lassen, sondern in seinem Bündel bei sich trug, erzählte mir unser Alter erst später, als Tom in Schanghai von Bord gegangen war: „Eigentlich hätte ich den Lumpen auf die Insel zurückschicken müssen, aber dann wäre er wieder Finanzminister geworden. So habe ich die Kopra billiger."

Bunte Chronik



*** Der Tenor singt — der König brüllt.** Der berühmte schwedische Sänger Josef Hislop, ein glänzender Tenor, der zu den Sternen der Metropolitan-Oper in Newyork gehört, befand sich vor kurzem auf einer Gastspielreise in Australien. Aus der kleinen Stadt Sidney West fuhr Hislop mit einigen Freunden mit einem Auto in das Innere des Landes. Nach einer abenteuerlichen Reise, die mehrere Tage in Anspruch nahm, stieß die Gesellschaft auf einen Eingeborenenstamm. Die meisten Eingeborenen hatten noch nie einen Weißen zu sehen bekommen und waren beim Anblick der fremdartigen Gesellschaft sehr erstaunt. Der König lud die Weißen zu einer Galatafel ein, bei der seine 12 Ehefrauen für die Aufwartung zu sorgen hatten. Nach dem Essen gab Hislop mehrere Opernarien zum Besten. Er schmetterte die berühmte Cavaradossi-Arie in die Luft und rief unter den Wilden eine Begeisterung hervor, wie der berühmte Tenor sie nicht einmal in der Oper erlebt hat. Vor allem war die Wirkung auf den König eine ganz besondere. Der schwarze Herrscher fiel vor Freude um, rollte sich wie ein Hund und brüllte dabei mit lauter Stimme. Dann stürzte er sich auf den Sänger und fing an, seine Nase an dessen Stirn zu reiben. Der Dolmetscher erklärte, das sei die höchste Äußerung der königlichen Gunst, die bisher keinem einzigen der Eingeborenen zuteil geworden sei. Der König ernannte den Tenor zu seinem Kammersänger und bot ihm das herrlichste Geschenk an. Der Sänger konnte sich nach Belieben sechs seiner Frauen wählen. Als der neuernannte Kammersänger diese Ehre abschlug, war der König sehr ungehalten und bot dem Sänger statt einer Frau einen Hund an, wobei er die Hoffnung ausdrückte, daß der große Sänger, wenn er für Frauen keine Verwendung habe, einen Hund nicht abschlagen würde. Josef Hislop nahm den Hund, ein herrliches Exemplar einer in Europa so gut wie unbekannten australischen Rasse entgegen, und will sich von dem herrlichen Tier nicht mehr trennen. Er ist fest davon überzeugt, daß der Hund seine Mascotte sein wird.

Lustige Rundschau



*** Runks.** Kitty Krummbein ist ganz verzweifelt. „Schon über dreimal habe ich mich um eine Stelle als Gutssekretärin beworben; aber immer wurde mir abgeschrieben." Ratet ihr Runks: „Versuchen Sie es doch einmal, indem Sie Ihr Bild nicht mitschicken."

*** Merkwürdig.** „Wo ist denn deine Mutter?" — „Die ist vor zwei Stunden auf fünf Minuten zur Nachbarin gegangen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke, gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg